

den elenden Karren besteigt, und auf dem Brett sich niederläßt, das mit Stricken an beiden Seiten des Karrens befestigt ist. Aber diejenigen, welche beten und weinen, haben sich zurückgezogen in die Einsamkeit ihrer Gemächer, denn nur Gott darf ihre Klagen vernehmen, und ihre Thränen sehen. Die Augen, welche die Königin auf ihrem letzten Gange begleiten, dürfen nicht weinen, die Worte, welche man ihr entgegenruft, dürfen kein Mitleid verrathen!

Paris weiß, daß dies die Stunde der Hinrichtung der Königin ist, und das Volk von Paris ist bereit! Es wartet! Auf den Straßen, an den Fenstern der Häuser, auf den Dächern hat es in ungeheuren Massen sich postirt, den ganzen Revolutionsplatz erfüllt es mit seinen dunkeln und unheilvollen Wogen.

Jetzt wirbeln die Trommeln der vor der Conciergerie aufgestellten National-Garden. Das große weiße Pferd, das den Karren fährt, in welchem Marie Antoinette rückwärts an der Seite des Priesters sitzt, wird von dem Mann, der sich auf seinen Rücken schwingt, vorwärts getrieben. Hinter ihr in dem Karren steht Samson und sein Gehülfe.

Die Königin ist bleich, alles Blut hat ihre Wangen, ihre Lippen verlassen, aber ihre Augen sind geröthet; sie hat so viel geweint, die arme Königin! Doch jetzt weint sie nicht mehr! Keine einzige Thräne umschleiert ihren Blick, der ernst und ruhig über die Menge dahinschweift, die Häuser emporgleitet bis zu den Dächern, dann wieder langsam sich niedersenkt, und über die Menschenköpfe fort in eine unendliche Ferne zu starren scheint.

Kalt und ernst wie ihr Auge, ist auch das Antlitz der Königin, ihre Lippen sind fest geschlossen, kein Zucken ihrer Miene verräth, ob sie leidet, ob sie empfindet, ob sie diese tausend und tausend kalten, neugierigen, höhnischen Blicke fühlt, die auf sie geheset sind! Und doch steht Marie Antoinette Alles! Sie steht auch jene Frau, welche da ihr Kind emporhebt, sie steht, wie dieses Kind mit seinen kleinen Händchen der Königin einen Kuß zuwirft! Und nun auf einmal fährt ein Zucken durch die Züge der Königin, ihre Lippen bebend, ihre Augen verdunkeln sich von einer Thräne! Dieses erste, einzige Zeichen menschlicher Theilnahme hat das Herz der Königin belebt, hat es aus seiner Erstarrung geweckt!

Aber das Volk sorgt dafür, daß Marie Antoinette nicht mit diesem letzten Trost des Erbarmens am Ende ihres Weges anlangen darf. Es drängt sich heulend und schreiend, hohnlachend und jubelnd immer näher an den Karren heran, es singt Spottlieder auf die Madame „Veto“, es klatscht hier und da in die Hände, und zeigt hohnlachend mit Fingern auf sie hin.

Sie aber bleibt ruhig, ihr Auge schweift kalt und theilnahmslos über die Menge dahin; nur einmal flammt es auf mit einem letzten zornigen Blick, als sie vorüber kommt am Palais-Royal, wo Philipp Egalité

wohnt, einst der Herzog von Orleans, als sie die Inschrift liest, welche er über dem Eingangsthor seines Hauses hat anbringen lassen.

Um Mittag endlich ist der Karren an seinem Ziel angelangt. Er hält still am Fuße des Schafots, und Marie Antoinette steigt von dem Karren hernieder, um dann langsam, hochaufgerichtet, die Stufen des Schafots hinaufzugehen.

Ihre Lippen haben sich nicht Einmal geöffnet auf dieser fürchterlichen Fahrt, sie haben auch jetzt keine Klage, kein Wort des Lebewohls! Das einzige Lebewohl, das sie auf Erden noch zu sagen hat, das spricht ihr Blick, dieser Blick, der sich langsam hinüberrichtet nach den Tuilerien, — es ist das Lebewohl der Erinnerung, und es macht ihre Wangen noch bleicher, es öffnet ihre Lippen zu einem schmerzvollen Seufzer.

Dann neigt sie ihr Haupt — eine augenblickliche, athemlose Stille folgt. —

Samson hebt das bleiche Haupt empor, das einst das Haupt der Königin von Frankreich gewesen und das Volk schreit und jubelt laut: „Es lebe die Republik!“

In diesem Abend schrieb einer der Beamten der Republik nach vollbrachter Arbeit des Tages eine Rechnung, welche noch heute in dem historischen Archiv der kaiserlich-französischen Bibliothek in Paris aufbewahrt wird, und deren Anblick das Auge des Geschichtsschreibers selbst mit Thränen füllen muß.

Diese Rechnung lautet: „Verzeichniß der Kosten und Beerdigungen Joly's, des Todtengräbers von Mabelaine de la Ville l'Evêque, von denjenigen Personen, welche vom Tribunal des Wohlfahrts-Ausschusses zum Tode verurtheilt wurden, nämlich: Nr. 1 Es folgen nun vierundzwanzig Nummern und Namen hingerichteter Personen, und dann kommt: Nr. 25. Die Wittve Capet:

Für den Sarg 6 Francs.

Für die Gruft und den Todtengräber 25 „

Darunter steht: Gesehen und bestimmt von mir, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, daß Joly, Todtengräber zu Mabelaine, die Summe von 264 Francs vom Nationalschatz erheben kann. Paris, am ersten Brumaire. Jahr II. der französischen Republik. Herman, Präsident.

Die Beerdigung der Königin von Frankreich hat der Republik nicht mehr als einunddreißig Francs (acht Thaler) gekostet.

25.

König Ludwig der Siebenzehnte.

Die einige und unheilbare Republik hatte den Sieg davon getragen über das Königthum der Lilien von Frankreich. In ihren dunkeln und unbekanntem Grä-

bern auf dem Mabelaine-Kirchhof schlummerten der König Ludwig der Sechszehnte und die Königin Marie Antoinette den letzten Todesschlaf. Das Königthum hatte auf der Guillotine sich verblutet, und die Republikaner, die Prediger der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wiederholten es jubelnd, und triumphirend jeden Tag: das Königthum ist für immer erloschen, und die glorreiche Republik ist für immer als die heilbringende Sonne über Frankreich aufgegangen.

Aber trotz dieses triumphirenden Jubelrufes verblühten sich die Stirnen der republikanischen Machthaber, und ein eigenthümliches Bangen bewegte ihr Herz, wenn sich ihr Blick auf den Temple richtete, auf dieses große düstere Gebäude, das seine schwarzen Schatten über die sonnigen Pfade der Republik warf. War es die Reue, welche die Stirnen der Königsmörder umdüsterte beim Anblick dieses Gebäudes, welches das traurige Gefängniß des Königs und der Königin gewesen? Diese Herzen von Bronze kannten keine Reue, und wenn diese Helden der Revolution über die Place de la Guillotine hingingen, auf welchem die königlichen Opfer verblutet waren, so leuchteten ihre Augen stolzer auf, und senkten sich nicht, wenn sie vorüberschritten am Mabelaine Kirchhof.

Nein, nicht die Erinnerung an die Todten war es, welche die Stirnen der Machthaber der Republik verblühterte, wenn sie auf das finstere Gebäude des Temple hinschaueten, sondern die Erinnerung an den, welcher noch nicht todt war, welcher noch lebend als Gefangener in dem düstern Staatsgefängniß der Republik verweilte.

Dieser Gefangene war freilich nur ein Kind von acht Jahren, aber die Legitimisten, — und es gab deren noch sehr viele in Frankreich — die Legitimisten nannten dieses Kind den „König von Frankreich,“ und die Priester in der treuen Vendée stellten an jedem Tage, wenn sie die Todtenmesse für den gemordeten König beendeten hatten, mit emporgehobenen Händen zu Gott um Gnade und Erlösung für den Gefangenen des Temple, für den jungen König Ludwig den Siebenzehnten.

Le roi est mort, vive le roi!

Freilich gab es auch unter den Royalisten und Legitimisten Viele, welche mit bitterm Groll und Born des armen Gefangenen gedachten, welche ihn anklagten und beschuldigten, als den Verleumder seiner Mutter! Als ob das Kind gewußt hätte, was es that, als es auf Befehl seines Peinigers und Kerkermeisters Simon mit seiner zitternden Hand seinen Namen unter das Papier malte, welches ihm in öffentlichem Gerichtsverhör vorgelegt ward. Als ob der arme unschuldige Knabe gewußt hätte, welche Bedeutung die furchtbaren Fragen hatten, welche die unbarmherzigen Richter ihm vorlegten, und die er mit „Nein“ oder mit „Ja“ beantwortete, je nachdem seine ängstlich forschenden Blicke auf

dem hartem Angesichte Simons, welcher neben ihm stand, die passende Antwort zu lesen glaubten. Denn der arme Knabe hatte es schon gelernt, in den Mienen seines Kerkermeisters zu lesen, und er wußte es sehr wohl, daß jedes Stirnrunzel, welches durch ihn veranlaßt worden, mit furchtbaren Martern, Beschimpfungen und Schlägen gebüßt werden mußte!

Der arme Knabe hatte Furcht vor dieser schweren Faust, welche wie eine eiserne Keule auf seinen Rücken, auf sein Gesicht selbst niederfiel, wenn er irgend etwas sagte, oder that, was dem Schuster Simon oder seiner Frau mißfiel, und darum suchte er dieser grausamen Behandlung zu entgehen, indem er mit seinem Ja und Nein das bestätigte, was Simon den Richtern erzählte, und was das Kind in seiner Unschuld nicht verstand! Und darum unterschrieb er bereitwillig jenes Papier, in welchem das unglückliche betrogene Kind schändliches Zeugniß ablegen mußte gegen seine Mutter!

Man wagte es, mit diesem Zeugniß Marie Antoinette als Verbrecherin zu beschuldigen, aber gegen solche Infamie hatte die Königin keine andere Antwort, als ein verächtliches Schweigen, als hoheitsvollen stolzen Blick, vor dem die verhöhnenden Richter beschämt die Augen niederschlugen. Dennoch wiederholten sie nach einer Pause ihre Anklage und drängten zu einer Antwort.

Marie Antoinette wandte den stolzen und doch sanften Blick auf die Frauen hin, welche in dichten Schaaeren die Gallerie der Zuhörer besetzt hielten, und die in athemloser Aufmerksamkeit die Antwort der Königin erwarteten.

„Ich appellire an alle hier anwesenden Mütter,“ sagte sie mit ihrer sonoren traurigen Stimme, „ich frage, ob sie ein solches Verbrechen für möglich halten?“

Niemand gab laute Antwort, aber ein Gemurmel, ein Seufzen und Nicken ging durch die Reihen der Zuschauer, und das scharfe Ohr der vorstehenden Richter verstand die Bedeutung dieses Geräusches, dieser Sprache des Mitleides sehr wohl, und es schien ihnen klüger und angemessener, die Anklage lieber fallen zu lassen, als das Mitleid der Mütter noch mehr anzufachen im Interesse der königlichen Mutter. Man war ja doch ihrer Verurtheilung sicher, man hatte ja das „Schuldig“ schon lange vor dem Verhör im Herzen ausgesprochen, bevor es nach dem Verhör auf die Lippe trat, und die Königin auf die Guillotine führte!

Marie Antoinette gedachte dieser fürchterlichen Anklage, als sie in der Nacht vor ihrer Hinrichtung, in der Nacht des 16. October 1793 um 4¼ Uhr Morgens seinen letzten Brief an ihre Schwägerin Elisabeth schrieb, welcher zugleich ihr Testament und ihr Abschied vom Leben war.

„Möge mein Sohn,“ so schrieb sie, „niemals die letzten Worte seines Vaters vergessen; ich wiederhole sie ihm hier ausdrücklich, möge er niemals versuchen, unsern Tod zu rächen. Jetzt habe ich noch von einer

meinem Herzen sehr peinlichen Sache zu sprechen. Ich weiß, welchen Kummer dieses Kind Ihnen verursacht haben muß. Vergeben Sie ihm, meine geliebte Schwester, denken Sie an das Alter, welches er hat, und wie leicht es ist, von einem Kinde das sagen zu lassen, was man von ihm gesagt hören will, und was es selbst nicht einmal versteht. Es wird ein Tag kommen, hoffe ich, wo er desto besser den hohen Werth verstehen wird, welchen Ihre Güte und Barmherzigkeit für meine beiden Kinder hat.“*

Am dieselbe Stunde, als Marie Antoinette dies schrieb, stritten sich der Schuster Simon und seine Gattin, welche auf Befehl des Consents in dieser Nacht wachen mußten, damit die enragierten Legitimisten nicht etwa den Versuch machten, den Sohn der Königin zu entführen. Sie stritten, ob die Hinrichtung der Königin wirklich morgen stattfinden werde. Während Simon seine freudige Ueberzeugung aussprach, wagte sein Weib zu zweifeln. „Sie ist noch schön,“ sagte sie düster, „sie weiß gut zu reden, und es wird ihr gelingen, ihre Richter zu rühren, denn ihre Richter sind Männer.“

„Aber die Gerechtigkeit ist eine Frau, und die ist unerschütterlich,“ rief Simon emphatisch, und als sein Weib dennoch widersprach, schlug Simon eine Wette vor. Sie wetteten, ob die Königin von Frankreich am nächsten Vormittag guillotiniert würde oder nicht, und derjenige, welcher verlor, sollte am nächsten Abend einige Gläser Brantwein und einen Kuchen zur Erheiterung liefern.

Am nächsten Morgen begab sich Simon mit seinem kleinen Gefangenen auf die Plattform des Thurmes, denn von dort aus hatte man einen freien Ueberblick über die Straßen, und konnte wenigstens undeutlich sehen, was auf denselben sich begab.

Sein Weib indessen mit ihrem fürchterlichen Strickstrumpf hatte in der Frühe des Morgens schon den Temple verlassen. „Man muß heute früh zur Stelle sein, wenn man einen guten Platz haben will,“ sagte sie, „und es wäre für mich ein wirkliches Unglück, wenn ich das schändliche Haupt der Wölfin nicht sollte fallen sehen, und nicht ein doppeltes Zeichen in meinem Strickstrumpf machen sollte.“

„Aber Du vergißt, Jeanne Marie,“ sagte Simon grinsend, „Du vergißt, daß Du Deine Wette verloren hast, wenn Du das Zeichen in dem Strickstrumpf machen kannst.“

„Ich wollte lieber alle Wetten, die ich jemals noch machen werde, verlieren müssen, als das Zeichen in meinem Strickstrumpf nicht machen können,“ rief die Strickerin ingrimmig. „Ich wollte lieber mein Hochzeitskleid und meinen Trauring verlieren, als diese Wette

* Siehe: Beauschéne, Louis XVII. Sa vie, son agonie etc. II. pag. 156. Facsimile des Briefes Marie Antoinette.

gewinnen! Geh' auf die Plattform mit der Wolfsbrut und erwarte mich dort. So wie ich das Zeichen in meinem Strumpf gemacht habe, laufe ich hierher und bringe es Dir.“

„Es ist schändlich, daß ich nicht mit Dir kann,“ seufzte Simon. „Ich wollt', ich hätte das Geschäft gar nicht übernommen, der Erzieher des kleinen Capet zu werden. Es ist ein abscheuliches Geschäft, denn ich darf seitdem den Temple nicht verlassen, und bin nun eben so gut ein Gefangener, als der kleine Capet es ist.“

„Die Republik hat Dir eine große Ehre angethan,“ sagte die Strickerin feierlich. „Sie hat das Vertrauen zu Dir, daß Du aus dem Sohne der Wölfin, aus dem nichtswürdigen Sprößling der Tyrannen einen Sohn der Republik, einen nützlichen Bürger machen wirst.“

„Du hast gut reden,“ brummte Simon, „Du hast von der Sache nur die Ehre, und außerdem das Vergnügen, den Sohn unserer Tyrannen ein Bißchen quälen zu können.“

„Rache zu nehmen,“ ergänzte die Strickerin, „Rache für die Quälereien, welche meine Familie durch die Tyrannen erduldet hat!“

„Ich aber,“ fuhr Simon fort, „ich habe von der Sache freilich auch die Ehre, aber nebenbei auch die Last. Erstlich mal ist es sehr schwer, aus dem weinerlichen, verzärtelten und empfindsamen Bißchen einen tüchtigen und brauchbaren Bürger der Republik zu machen, und dann ist es sehr unangenehm und traurig, um dieses Geschäftes willen als ein Gefangener zu leben.“

„Höre, Simon, höre, was ich Dir verspreche,“ sagte Jeanne Marie, indem sie ihre harte, braune Hand auf Simons Schultern legte. „Wenn die Desterreicherin heute für ihr Verbrechen gestraft wird, und der Henker dem gerächten Volk ihren Kopf zeigt, dann will ich meinen Platz als Strickerin der Guillotine aufgeben, will bei Dir bleiben hier im Temple, will meinen Antheil haben an der Erziehung des kleinen Capet, und Du sollst selbst beim Gemeinderath darauf antragen, daß Deine Frau gleich Dir den Temple nicht verlassen darf.“

„Das ist ein Wort, das lasse ich mir gefallen,“ rief Simon vergnügt. „Wir werden dann wenigstens immer zu Zweien sein, um die Längeweile der Gefangenschaft zu ertragen. Geh' also, Jeanne Marie, nimm zum letzten Mal Deinen Platz als Strickerin der Guillotine ein! Denn ich sage Dir, Du wirst Deine Wette verlieren, Du wirst den Brantwein und Kuchen bezahlen, und bei mir im Temple als Erzieherin des kleinen Capet bleiben müssen. Geh' Jeanne Marie! Ich will mit dem Buben auf die Plattform gehen, und Deine Rückkehr da erwarten!“

Er rief den kleinen Ludwig Carl, welcher drinnen in seiner Kammer auf dem wacklichten Binsensstuhl saß, und ängstlich wartete, ob sein Meister ihn heute gar

nicht aus dem düstern dumpfen Kerker herauslassen wolle.

„Komm, kleiner Capet,“ rief Simon, indem er die Thüre mit seinem Fuß aufstieß, „komm, wir wollen auf die Plattform gehen! Du kannst Deinen Ball mitnehmen, und spielen, und ich rathe Dir, daß Du recht vergnügt und lustig bist, denn es ist heute ein Festtag für die Republik, und ich will Dich lehren, ein guter Republikaner zu werden. Wenn Du also Deinen Buckel vor Schlägen bewahren willst, und wenn Dir Deine Augen lieb sind, so sei heute vergnügt und lustig, und spiele mit Deinem Ball!“

„Oh,“ rief das Kind, indem es fröhlich mit seinem Ball vorwärts sprang, „oh, sei nur gut, Meister! Ich will gewiß vergnügt sein, denn ich spiele so gern mit meinem Ball, und ich habe die Festtage so gern. Was für ein Festtag ist denn heute?“

„Das brauchst Du nicht zu wissen, Du kleine Kröte,“ brummte Simon, der wider seinen Willen Mitleid hatte mit dem kleinen lieblichen Kinderangeßicht, das so unschuldig und fragend zu ihm aufschauete. „Rasch die Treppe hinauf und spiel' und lache!“

Ludwig gehorchte lachend, sprang die hohen Stufen der schmalen Wendeltreppe hinauf, und hüpfte oben auf der Plattform hin und her, indem er seinen Ball in die Luft schwang, und laut aufjubelte, wenn er mit seinen mageren kleinen Händen ihn wieder auffing.

Simon stand indessen an die eiserne Brüstung gelehnt, welche die Plattform umgab, und schauete mit spähenden Augen hinunter auf die Straße, welche wie ein schmales Band tief unter den dunkeln Dächern der Häuser sich ihm zeigte.

Jetzt trug der Wind das lang anhaltende dumpfe Geräusch der Trommelwirbel zu ihm empor, dann sah er das schmale Band der Straße da unten plötzlich von einer dunklen Masse angefüllt, als würde das Band zu einem Trauerschor, der sich durch Paris hinzog.

„Das Volk ist zu Tausenden auf den Beinen,“ sagte sich Simon vergnügt, „es stürzt nach dem Revolutionenplatz hin. Ich werde meine Wette gewinnen!“

Und wieder horchte er auf das Geräusch, welches zu ihm heraufdrang, welches bald wie Trommelwirbel, bald wie lautes Jubelgeschrei erklang.

„Jetzt, denke ich mir, zeigt Samson dem Volk den abgeschlagenen Kopf,“ brummte Simon vor sich hin „und das Volk jubelt vor Vergnügen, und Jeanne Marie macht ein Zeichen in ihrem Strickstrumpf und ich armer Kerl darf dem schönen Schauspiel nicht zusehen! Und daran ist diese elende Wolfsbrut Schuld,“ schrie er ganz laut, indem er sich plötzlich nach dem Kinde umwandte, das hinter ihm mit seinem Ball spielte, und dem er mit seiner Faust einen wüthenden Schlag auf den armen kleinen Rücken gab.

„Du bist daran Schuld, dummer Junge, daß ich nicht dabei sein kann!“

„Meister,“ sagte das Kind stehend, die blauen Augen, in welchen große Thränen standen, zu seinem Peiniger emporhebend, „Meister, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Dich geärgert habe.“

„Ja, Du hast mich geärgert,“ grollte Simon, „und zum Dank dafür will der elende Bursche jetzt noch stennen und weinen. Gleich die Thränen abgewischt, und lustig gespielt, wenn Dein Rücken nicht die Bekanntschaft mit dem Schusterriemen erneuern will. Lustig, sage ich, kleiner Capet, lustig!“

Der Knabe trocknete hastig seine Thränen, lachte, zum Beweis seiner Lustigkeit laut auf, und begann wieder umherzuhüpfen und mit dem Ball zu spielen.

Simon horchte wieder, und schauete wieder sehnsuchtsvoll hinunter auf die Straßen, die jetzt ganz schwarz waren von den wogenden und strömenden Volksmassen.

Jetzt vernahm man polternde Tritte auf der Wendeltreppe, und Jeanne Marie trat auf die Plattform. In ernster, feierlicher Haltung schritt sie zu ihrem Manne hin, und reichte ihm ihren Strickstrumpf dar, auf dem drei große Blutstropfen sichtbar waren.

„Das ist ihr Blut,“ sagte Jeanne Marie mit ruhigem Pathos. „Gott sei gelobt, ich habe die Wette verloren!“

„Was für eine Wette, Bürgerin?“ fragte der Knabe lächelnd, indem er seinen Ball im lustigen Sprung auffing.

„Die Wette geht Dich nichts an,“ erwiderte Jeanne Marie, „aber wenn Du artig bist, sollst Du heute Abend von der Bezahlung der Wette profitieren, und Dir was zu Gute thun!“

An diesem Abend fand in den beiden düstern Zimmern des Simon'schen Ehepaars ein kleines Fest statt. Jeanne Marie bezahlte die verlorene Wette, denn die Königin von Frankreich war wirklich hingerichtet worden, und demzufolge hatte die Bürgerin Simon ihre Wette verloren.

Sie zahlte mit zwei Flaschen Brantwein und einem Rosinenkuchen, und der Sohn der gemordeten Königin hatte seinen Antheil an der bezahlten Wette. Er aß von dem Rosinenkuchen, und mußte, wenn er nicht geschlagen werden wollte, trinken von dem Brantwein, der dem armen Kinde doch so widerlich war!

Und unter der rauhen Hand des Schusters und seiner grausamen Frau blieb der unglückliche Knabe von nun an. Vergebens flehten seine Tante und seine Schwester zu ihren Kerkermeistern, es möge ihnen mindestens zuweilen gestattet sein, den Prinzen zu sehen und zu sprechen. Man schlug es ihnen mit höhnenden Worten ab, und nur zuweilen durch eine kleine Spalte der Thüre konnten sie ihn einen Moment sehen, wenn er mit Simon vorüberging, um die Wendeltreppe nach der Plattform hinauf zu gehen. Zuweilen auch drang durch den Fußboden ihres Gemaches, — denn Simon, welcher jetzt nicht mehr Pfortner war, bewohnte mit

seiner Frau und dem Prinzen die beiden Gemächer, welche unmittelbar unter den Zimmern der Prinzessinnen lagen, — zuweilen drang durch den Fußboden das jammervolle Klagegeschrei, das Weinen und Flehen des Prinzen hinauf zu den Prinzessinnen, und erfüllten ihr Herz mit Jammer und Entsetzen, denn sie wußten alsdann, daß der fürchterliche Prinzenerzieher seinem beslagenwerthen Jüngling eine Lection erteilte, das heißt, daß er ihn schlug und mißhandelte.

Weshalb? Wofür? Heute vielleicht, weil er sich weigerte, Branntwein zu trinken, morgen, weil er traurig ausah, oder weil er bat, ihn zu seiner Mutter oder zu den Prinzessinnen zu bringen, oder weil er sich weigerte, die Spottlieder auf Madame Veto oder auf die öfterrechtliche Wölfin zu singen, welche Simon ihn lehren wollte.

In diesem Einen Punkte blieb der Knabe unerschütterlich, und weder Drohungen noch Schläge und Beschimpfungen konnten ihn dazu bringen, die Spottlieder auf seine Mutter zu singen. Er that aus Furcht vor Schlägen Alles, was seine Peiniger von ihm beehrten, er sang die Marseillaise und das Ça ira, ça ira, er tanzte die Carmagnole, und brachte bei dem Glase Branntwein, das er mit Simon leerte, der einigen und untheilbaren Republik seine Hurrahs aus, aber wenn man ihn aufforderte, die Spottlieder auf Madame Veto mitzusingen, beobachtete er ein hartnäckiges Schweigen, und nichts vermochte, wie Simon sagte, „den Eigensinn der kleinen Viper“ zu brechen.

Nichts, weder Schläge noch Fußtritte, weder Drohungen noch Versprechungen! Das Kind wagte es jetzt niemals mehr, nach seiner Mutter zu fragen, oder zu bitten, daß man ihn zu seiner Tante, zu seiner Schwester hinaufführte, aber zuweilen, wenn er da über sich aus den obern Zimmern Geräusch vernahm, dann richteten die großen blauen Augen des kleinen Königs sich lange und mit dem Ausdruck sehnsüchtigen Lauschens zur Decke empor, und wenn er sie wieder niederlenkte, rannen helle Thränen gleich durchsichtigen Perlen über seine Wangen nieder.

Er sprach nicht mehr von seiner Mutter, aber er dachte an sie, und einmal mitten in der Nacht mochte er wohl von seiner Mutter träumen, denn im Schlafe richtete er sich in seinem Bett auf, kniete nieder auf der elenden schmutzigen Matratze, faltete seine Hände und begann mit lauter Stimme das Gebet zu sprechen, welches seine Mutter ihn gelehrt.

Simon war von dem Geräusch erwacht, und weckte jetzt seine Frau, um ihr lachend und wüthend zugleich den „abergläubischen kleinen Affen“ zu zeigen, den er jetzt für immer von seiner Narrheit curiren wolle.

Er sprang aus dem Bett, nahm einen auf dem Tische stehenden Krug mit kaltem Wasser, und goß es dem knieenden und betenden Kinde über den Kopf.

Ludwig Carl erwachte mit einem Schrei, und legte dann angstvoll und erschrocken sich nieder. Aber das

Bett war ganz überflutet von dem kalten Wasser, nur das Kopfkissen war verschont geblieben. Der Knabe stand leise und vorsichtig auf, nahm sein Kopfkissen, trug es in die Ecke, und setzte sich auf dasselbe. Aber seine Zähne klapperten vor Frost, Nässe und Kälte wider seinen Willen. Das erweckte Simon, der eben im Einschlummern gewesen, zum zweiten Mal. Mit einem wilden Fluche sprang er aus dem Bett und kletterte sich an.

„Recht so,“ schrie Jeanne Marie, „bringt die Wolfsbrut zur Ruhe. Mache dem kleinen Capet begreiflich, daß er sich anständig betragen muß.“

Simon machte es dem armen Kind begreiflich, das bebend vor Frost im nassen Hemd auf seinem Kissen saß! Er packte ihn bei den beiden Händen und schützelte ihn wüthend hin und her, und schrie: „Ich will Dich lehren Paternoster zu beten, und Dich mitten in der Nacht wie ein Trappist zu erheben!“

Als der Knabe ruhig und stumm blieb, demächtigte sich ein wüthender Zorn seines „Meisters“, dessen Blut gleich aufkochte, wenn er einen Troß, einen Widerstand bei dem Knaben argwöhnte. Er bewaffnete sich mit seinem nagelbeschlagenen Stiefel, stürzte mit lauten Schimpfsworten sich auf sein Opfer, und wollte eben seine scheußliche Waffe dem Kind in's Angesicht schlagen, als dieses mit seinen beiden Händen in frampshafter Angst seinen Arm packte.

„Was habe ich Dir denn gethan, Meister,“ schrie der kleine Ludwig, „warum willst Du mich tödten?“

„Dich tödten, Wolfsbrut,“ brüllte Simon. „Als ob ich das wollte, es jemals gewollt hätte! Oh, die schändliche Viper! Sie weiß also nicht, daß wenn ich sie einmal ordentlich am Halse packte, sie niemals mehr schreien würde!“

Und mit mächtigem Arm packte Simon den Knaben, und schleuderte ihn auf sein von dem Wasser triefendes Bett. Ludwig Carl streckte sich ohne ein Wort, eine Klage auf demselben aus, und blieb da zitternd und zähneklappernd bis zum Morgen liegen.*

Von diesem Tage an ging eine Veränderung mit dem Knaben vor. Bis jetzt hatten seine feuchten Augen sich oft mit einer stummen Bitte, wenn seine Peiniger ihn bedroheten, auf ihre wüthenden Gesichter geheset, jetzt blieben sie niedergeschlagen. Bisher hatte er mit ängstlicher Besessenheit aus den Zügen seines Meisters seine Befehle und Wünsche zu errathen gesucht, um sie zu vollführen, jetzt ward er gleichgültig und forschte und keiferte sich nicht mehr, denn er hatte wohl gelernt, daß doch Alles vergeblich sei, und daß er sein Schicksal der Sclaverei und der Martern annehmen müsse. Das so lachende und rosige Gesicht des Knaben nahm nun einen trüben, melancholischen Ausdruck an, und seine Wangen waren bleich und eingefallen. Die reinen und klaren Züge dieses holden Angesichtes

* Beauschéne: Louis XVII. II. 185.

umbüfterten sich, seine Glieder dehnten und streckten sich zu einer für sein Alter ungewöhnlichen Länge, und sein Rücken krümmte und beugte sich, als fühle er die Last der Schmerzen und Demüthigungen, welche auf der Seele des Kindes ruhten. Da das Kind erfahren hatte, daß Alles, was es sprach, verdreht und verspottet ward, und Gelegenheit zu Rüchtigungen gab, so verstummte es ganz, und nur mit größter Mühe konnte man ein Wort von ihm erzwingen.

Dieses Schweigen empörte Simon, es brachte ihn oft zur äußersten Wuth, und mit wildem Ungestüm verlangte er dann von dem Knaben, daß er mit ihm singe und lache, und einstimme in seine Fröhlichkeit. Dann wieder begehrte er von dem Kinde, daß es stundenlang schweige und unbeweglich da sitze, und nicht einmal mit dem Käfig mehr spiele, welcher drüben auf dem Tische stand, und die einzige Freude des kleinen Ludwig ausmachte.

Dieser Käfig enthielt eine Menge lebendiger Vögel und ein kleines Kunstwerk, einen Automaten in Gestalt eines Vogels, der gleich einem lebendigen Thiere athmete, von einem Stab auf den andern hüpfte, seinen Schnabel öffnete und mit lauter Stimme die Melodie der vor der Revolution so beliebten Arie sang: „Oh Richard, oh mon Roi!“

Man hatte dieses Spielzeug in dem königlichen Garde-Meuble gefunden, und ein mitleidiger Commissarius der Commune, Namens Müller, hatte Simon davon erzählt, und ihm den Gedanken eingegeben, dieses Spielzeug von der Aufsichtsbehörde des Temple für den kleinen Capet zu fordern.

Simon, der mit seiner Frau jetzt gleich seinem Gefangenen den Temple nie verlassen durfte, empfand bitter und zornig die Dual der eigenen Gefangenschaft, und sehnte sich nach einer Zerstreung in der Langeweile. Er nahm daher den Vorschlag des Communalbeamten Müller an, und bat um den Automaten, der von der Aufsichtsbehörde dem kleinen Capet wirklich zugestanden ward.

Der Knabe nahm anfangs das künstliche Spielzeug mit Entzücken auf, und ein glückliches Lächeln flatterte einen Moment über sein Angesicht hin. Aber bald ward er des Spiels mit dem todtten Vogel überdrüssig und kümmerte sich nicht mehr um ihn.

„Gefällt Dir Dein Vogel nicht mehr?“ fragte der Commissarius Müller, da er nach einigen Tagen zur Inspicirung des „Gefangenen des Temple“ kam. „Hast Du keine Freude mehr an Deinem Kanarienvogel?“

Der Knabe schüttelte den Kopf, und da Simon eben im nächsten Zimmer war, und ihn also nicht schlagen konnte, burste er auch sprechen.

„Es ist kein Vogel,“ sagte er leise und hastig. „Aber ich möchte einen Vogel haben!“

Der gute Commissarius nickte stumm mit dem Kopf und ging dann zu Simon, um durch ein längeres Ge-

spräch mit dem jungen Capet keinen Verdacht gegen sich zu erwecken.

Aber als er den Temple verlassen hatte, begab Müller sich zu seinen Freunden und Bekannten, und mit Thränen in den Augen erzählte er ihnen von dem kleinen Gefangenen im Temple, von dem „Dauphin,“ wie die Royalisten ganz leise untereinander noch immer den Sohn der Könige von Frankreich nannten, erzählte er ihn von seinem Wunsch, einen lebendigen Vogel zu besitzen. Jeder war bereit und willig, den Wunsch des Dauphins zu erfüllen, und am andern Tage brachte Müller dem Dauphin einen Vogelbauer, in welchem sich vierzehn reizende Kanarienvögel befanden.

„Ach! das sind wirkliche Vögel!“ rief das Kind entzückt, und er nahm sie einen nach dem andern und küßte sie. Das Spiel der Vögel, welche nun in dem großen Vogelbauer neben dem Automaten ihren Platz fanden, war nun die einzige Freude des kleinen Gefangenen. Er fing an, sie zu zähmen, und er fand bald unter den kleinen gesiederten Gefellen einen Freund, dem er besonders zugethan war, weil er, sanfter und stiller wie die Andern, sich leichter fangen ließ, ruhig auf dem Finger seines kleinen Freundes sitzen blieb und, mit glänzenden schwarzen Augen ihn anschauend, ihm lustig mit gespreizten Flügeln ein Lied entgegen schmetterte. In solchen Momenten strahlte das Angesicht des Knaben wieder wie in den Tagen des Glückes, seine Wangen rötheten sich, und aus seinen großen blauen Augen, welche mit unaussprechlicher Härlichkeit auf dem Vogel ruhten, welcher auf seinem Finger schwebte, leuchtete wieder der Strahl des Geistes und des Empfindens. Er hatte doch nun ein Wesen, welches er liebte, dem er alle die geheimen zarten Quellen seines Empfindens öffnen konnte, die unter den harten Händen seiner Peiniger sonst immer geschlossen blieben.

Er war nicht mehr allein, nicht mehr freudlos! Sein kleiner Freund war da in dem großen Käfig unter den andern gleichgültig zwitschernden Gefellen. Um ihn gleich beim ersten Blick zu erkennen, ihn immer im Auge haben zu können, nahm Ludwig die rosa Schleife von dem Halse des Kanarienvogel-Automaten und schmückte damit seinen Liebling, der jubelnd und singend diesen neuen Schmuck sich gefallen ließ, als wär's ein Ordren, welchen der Urenkel des heiligen Ludwig, der König Ludwig von Frankreich seinem einzigen Favoriten und Cavalier um den Hals gehangen.

Ein Glück für Ludwig, daß Simon, der selber die Vögel liebte, trotz des Widerstandes seiner Frau sie dem Knaben ließ, obwohl er sah, welche Freude sie ihm bereiteten.

Es war ja auch für Simon eine kleine Erleichterung und Zerstreung, eine Unterbrechung der fürchterlichen Monotonie, zu welcher sein Dienst ihn verdammt. Mochten die Vögel also bleiben, ihr Singen und Zwitschern belebte doch ein wenig die dunklen schweigsamen

Fallen, und erinnerte an den Frühling, an frische Luft, an grüne Bäume!

Aber bald sollte auch diese kleine Zerstreung und Erheiterung aus dem trüben Kerker verbannt werden! Am neunzehnten December 1793 kamen die diensthabenden Commissäre der Municipalgewalt in den Temple, um eine Inspection desselben vorzunehmen. Gerade in dem Moment, als sie in die Kammer des kleinen Ludwig Capet traten, hob der Automat mit lauter, durchdringender Stimme seine Arie zu singen an: „Oh Richard, oh mein König!“ Und der Liebling des Knaben antwortete darauf mit seinem schmetternden Naturgesang.

Die Beamten waren mit düstern Gesichtern, wie entsetzt von dem unerhörten Frevel, auf der Schwelle der Kammer stehen geblieben, und hielten ihre kalten zürnenden Blicke bald auf die schmetternden Vögel, bald auf den Knaben, der auf dem Binsen-Schemel vor dem Käfig saß, und mit leuchtenden Augen die flatternden Vögel betrachtete.

Zum zweiten Male stimmte jetzt der Automat seine unglückliche Arie an: „Oh Richard, oh mein König!“ als die beiden Commissären mit wuthentbrannten Gesichtern zu dem Käfig heranschritten.

„Was bedeutet diese verbrecherische Gesinnung?“ schrie der Eine von ihnen. „Wie kann man wagen, in der glorreichen Republik noch solche nichtswürdige Erinnerung an das verfluchte Königthum zu bewahren?“

„Und sieh' nur, Bürger, sieh nur das Ordensband, welches der eine Kanarienvogel trägt. Man sieht es wohl, daß man es hier mit der giftigen Brut der Könige und Volksfeinde zu thun hat, denn sogar hier noch werden Auszeichnungen und Bänder vertheilt. Die Republik verbietet solche Auszeichnungen und Privilegien, und wir dürfen solche Insamien nicht dulden.“

Und der Commissarius fuhr mit seiner rothen Hand in den Käfig, packte den kleinen Kanarienvogel mit dem rothen Bande, und drückte ihn so fest zusammen in seiner Faust, daß das arme Geschöpf mit einem kläglichen Gezirp verstarb, und warf ihn dann an die Wand.

Der Knabe sagte kein Wort, wagte keine Klage, starrte nur mit weit geöffneten Augen nach seinem todtten Liebling hin, und zwei große Thränen rannen langsam über seine erblaßten Wangen nieder.

Am nächsten Morgen erstatteten die Commissäre im edlen Born der Behörde Bericht über das Ereigniß, und eine gerechte Empörung bewegte alle Gemüther bei dieser Erzählung von dem todtten Kanarienvogel, welcher die Königsarie gesungen, und von dem lebendigen, welcher ein Ordensband um seinen Hals getragen. Man war überzeugt, daß die geheimen Royalisten mit dieser Sache in Verbindung standen, und registrierte dieselbe in den Communalacten als „die Verschwörung der Kanarienvögel.“

Die kleinen fliegenden Verschwörer, der Automat sowohl, wie die lebendigen, wurden natürlich sofort aus dem Temple entfernt, und Simon hatte das doppelte Vergerniß, einmal von den Communalbeamten einen Verweis zu erhalten, und dann, die kleinen frühlichen Gesellschafter aus dem langweiligen Gefängniß zu verlieren. Dies Alles war die Schuld dieses kleinen nichtswürdigen Knaben, der sich noch unterstand, ein trauriges Gesicht zu machen und der in der Nacht durch sein Weinen und Schluchzen sich erlaubt hatte, seinen Meister zu wecken und zu beunruhigen.

„Die nichtswürdige kleine Viper hat mich um meinen Schlaf gebracht,“ grollte Simon am andern Morgen, „der Kopf ist mir so schwer, wie eine Bombe, und ich werde ein Fußbad nehmen müssen, um das Blut von den Ohren fortzuziehen.“

Jeanne Marie trug schweigend und lautlos, wie sie seit einiger Zeit immer war, ihrem Manne das bleichene Gefäß mit dem dampfenden Wasser herbei, und zog sich dann in die Ecke zurück, in deren düstern Schatteten sie oft Stunden lang saß und schweigend und müßig auf ihren „Kalender der Revolution“, auf den langen Strickstrumpf hinstarrte, auf welchem noch die Spuren von dem Blute der Königin von Frankreich sichtbar waren.

Simon nahm indessen sein Fußbad, und während er das that, hielten seine bösen, tückischen Augen sich bald auf seine Frau, die einst so heiter und resolut gewesen, und die jetzt so düster und gebrochen erschien, bald auf den Knaben, der seit dem gestrigen Tage, seit man ihm die Kanarienvogel genommen, noch nicht ein Wort, einen Laut von sich gegeben, der unbeweglich auf dem Binsensstuhl saß, und die Hände im Schooß gefaltet, nach der Seite hinstarrte, wo gestern seine gemordeten Vögelchen gelegen.

„Dieses Leben ist zum wahnsinnig werden,“ brummte Simon mit dem Grollen einer Hyäne. „Capet,“ schrie er laut, „nimm das Handtuch, und wärme es mir am Kaminsfeuer, damit Du mir die Füße abtrocknen kannst.“

Ludwig stieg langsam von seinem Sessel nieder, nahm das Handtuch und schlich damit zu dem Kaminsfeuer hin, um es vor demselben auszubreiten und zu erwärmen. Aber die Gluth der Kohlen brannte ihm so sehr die kleinen mageren Hände, er ließ das Tuch fallen, es sank auf die Kohlen, und ehe noch das zitternde erschrockene Kind so viel Zeit gefunden, um es zurück zu reißen, loderte das Handtuch in hellen Flammen auf.

Simon stieß ein Gebrüll der Wuth aus, und da er mit seinen Füßen im Wasser den Knaben nicht mit seinen Händen erreichen konnte, überhäufte er ihn wenigstens mit Flüchen, mit Verwünschungen, mit Schimpfworten, die er nicht nur auf ihn, sondern auf seine Mutter, seinen Vater ausprüdelte, bis seine Stimme heiser und lautlos war, und er sich ermattet fühlte von diesem tobenden Anfall seiner Wuth.

Getäuscht von diesem Schweigen und dieser Ruhe, nahm der kleine Ludwig jetzt ein anderes Handtuch, suchte es vorsichtig am Kamine zu erwärmen, und näherte sich dann vorsichtig seinem Meister, um ihm die Füße abzutrocknen.

Simon streckte sie ihm dar, und ließ sich von seinem kleinen Sklaven bedienen, aber dann, als er ihm die heißen Füße getrocknet, stieß er dem Knaben mit einer so furchtbaren Kraft den Fuß gegen den Kopf, daß Ludwig ohne einen Laut, ohne eine Klage zusammenbrach, und sein Haupt auf dem Fußboden aufschlug. Vielleicht war es dieser hemmeltenswerthe Anblick, welcher die Wuth des Schusters noch steigerte. Er schlug auf das ohnmächtige Kind ein, er weckte es mit Fußstritten, mit Schlägen, mit dem Gebrüll seiner Flüche und Verwünschungen, erhob die geballte Faust und schwur, daß er die Viper jetzt zerschmettern werde, als er plötzlich seine Fäuste wie mit eisernen Klammern festgehalten fühlte, und zu seinem unendlichen Erstaunen vor sich das bleiche, düstere Gesicht seiner Frau sah, welche aus ihrer Ecke hervorgekommen war, und mit ihren schwarzen, funkelnden Augen ihn starr anschauete, indem sie seine Hände festhielt.

„Was giebt es, Jeanne Marie?“ fragte Simon überrascht. „Warum hältst Du mich fest?“

„Weil ich nicht will, daß Du ihn todt schlägst,“ sagte sie mit rauher heiserer Stimme.

Er brach in ein lautes Lachen aus. „Ich glaube gar, die Strickerin der Guillotine hat Mitleid mit dem Sohne der Wölfin?“

Ein krampfhaftes Zittern durchfuhr ihre ganze Gestalt, ein seltsamer, gurgelnder Ton kam aus ihrer Brust hervor, sie sagte angstvoll mit ihren beiden Händen nach ihrem Halse, und riß das kleine Tuch ab, als ob es ihre Kehle zuschnürte, daß sie davon ersticken müßte.

„Nein,“ murmelte sie dumpf, „mein, kein Mitleid mit der Wolfsbrut. Aber wenn Du ihn todt schlägst, müssen sie Dich auf die Guillotine bringen, damit es nicht aussteht, als hätten sie Dir befohlen, den kleinen Capet zu ermorden.“

„Es ist wahr,“ sagte Simon, „Du hast Recht, und ich danke Dir, Jeanne Marie, daß Du mich daran erinnerst. Es zeigt mir, daß Du mich noch immer lieb hast, obwohl Du jetzt immer so still und schweigsam bist. Ja, ja, ich werde vorsichtiger sein, ich werde mich bemühen, die kleine Schlange nur so viel zu treten, daß sie nicht beißen kann, aber auch nicht stirbt.“

Jeanne Marie antwortete nichts, sondern schlurste wieder durch das Zimmer, setzte sich wieder in ihre Ecke nieder, und nahm ihren Strickstrumpf wieder zur rühren, und ihr Werk zu fördern.

„Steh' auf, infame Schlange,“ brüllte Simon, „steh' auf und geh' mir aus den Augen, damit Du mich nicht wieder in Wuth bringst!“

Das Kind hob sich mühsam vom Boden auf, schlich zu dem Waschbecken hin, welches von seiner Morgentoilette da stand, und wusch sich mit seinen zitternden, zertretenen Händen das Blut ab, welches ihm aus Nase und Mund floß.

Ein lauter gurgelnder Ton drang aus der Ecke, in welcher Jeanne Marie saß, es klang halb wie ein Schrei, halb wie ein Schluchzen. Als Simon hinschauete, lag die Strickerin bleich und leblos am Boden, sie war von ihrem Stuhl ohnmächtig auf die Erde niedergesunken.

Simon packte sie mit seinen kräftigen Armen und trug sie zu dem Bette hin, legte sie sanft und vorsichtig nieder, und war mit sichtbarer Angst um die Ohnmächtige beschäftigt.

„Sie darf nicht sterben,“ murmelte er, während er ihr mit Salz und Wasser die Schläfe rieb. „Sie darf mich hier nicht allein lassen in dem gräßlichen Gefängniß, nicht allein mit dem gräßlichen Kind! Jeanne Marie, wache auf! Komme wieder zu Dir!“ Sie schlug die Augen wieder auf, und starrte ihren Mann mit wilden, forschenden Blicken an.

„Was fehlt Dir, Jeanne Marie?“ fragte er. „Hast Du Schmerzen? Bist Du krank?“

„Ja,“ sagte sie, „ich bin krank! Ich leide!“

„Ich will gehen, Dir einen Arzt zu holen, Du sollst nicht sterben! Nein, nein, Du sollst nicht sterben! Du sollst einen Arzt haben! Das Hôtel Dieu ist ja ganz nahe, sie werden mir doch erlauben, bis dahin zu gehen, und einen Doktor für meine liebe Jeanne zu holen.“

Er wollte fortgehen, aber Jeanne Marie hielt ihn fest. „Bleibe hier,“ murmelte sie. „Laß mich nicht allein mit ihm. Ich fürchte mich vor ihm.“

„Vor wem?“ fragte Simon erstaunt, und wie er den Blicken seiner Frau folgte, hasteten sie auf dem Knaben, der immer noch still damit beschäftigt war, das Blut zu stillen, das ihm aus der geschwollenen Nase flüßte.

„Vor ihm?“ fragte Simon erstaunt. Jeanne Marie nickte. „Ja,“ murmelte sie, „ich fürchte mich vor ihm, und ich will nicht allein mit ihm bleiben, denn er würde mich umbringen.“

Simon brach in ein lautes, wiederndes Gelächter aus. „Nun sehe ich, daß Du wirklich krank bist, Jeanne Marie, und der Doktor soll sogleich kommen. Aber sie werden mich freilich nicht hinaus lassen, denn diese niederträchtige Wolfsbrut hat ja uns Beide auch zu Gefangenen gemacht, das ist ja eben seine Schändlichkeit und Nichtswürdigkeit.“

„Schick' ihn fort, laß ihn in seine Kammer gehen,“ murmelte Jeanne Marie. „Ich kann ihn nicht sehen, er vergiftet mit das Blut, die Gedanken.“ „Schick' ihn fort, denn ich werde wahnsinnig, wenn ich ihn noch länger sehen muß.“

„Fort mit Dir, infame Viper,“ brüllte Simon, und